

Franz Weber

Missionsland Kirche

Unsere skeptische Öffentlichkeit sieht Mission potenziell als gefährlich an. Will Kirche glaubwürdig und einladend sein, muss sie sich auch um eine entsprechende Lebensqualität ihrer Mission bemühen.

Das die christlichen Kirchen genauso wie der Islam und andere Weltreligionen »Mission betreiben«, scheint vielen aufgeklärten Menschen von heute nicht nur als Unding oder Unsinn. Man erblickt darin eine Gefährdung des sozialen Friedens, weil die Verbreitung einer Religion – bewusst oder unbewusst – mit Intoleranz, Sektierertum und mit offener oder getarnter Gewaltanwendung in Verbindung gebracht wird. Im Moment weckt es Ängste vor Fundamentalismus und »Kolonialisierung der Seelen«.

»Mission impossible!« steht deshalb auf dem Verbotsschild, das man – allerdings nur den Kirchen und Religionen – als Rute ins Fenster stellt. Den Weltmächten ist es dagegen uneingeschränkt erlaubt, jedwedes politische und militärische Unternehmen, mit welchen Machtmitteln es auch immer in Angriff genommen wird, wie viel Opfer an Menschen es auch kosten mag und welche egoistische Interessen auch immer dahinter stehen mögen, öffentlich als Erfül-

lung einer »Mission« zu verkaufen, die nicht selten mit pseudoreligiösen Ansprüchen (Kampf gegen das Böse, Einsatz für Demokratie, Frieden und Gerechtigkeit etc.) gerechtfertigt wird.

»Mission Statement«?

Nationale und multinationale Konzerne haben ihr je eigenes »Missionsverständnis«, ihre »Firmenphilosophie« und ihre »Marketingstrategien«. Brauchen wir nicht auch als Christinnen und Christen ein klares »Mission Statement«, mit dem wir uns vor aller Welt dazu bekennen, dass wir uns von Jesus Christus zu den Menschen gesandt wissen und wie wir diese unsere Mission verstehen und verwirklichen wollen? In den Anfängen der Kirche scheint ein solches Sendungsbewusstsein besonders ausgeprägt gewesen zu sein. Die persönliche Begegnung mit Jesus von Nazaret hatte das Leben von Menschen so tief greifend verändert und geprägt, dass sie – wie Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat – unmöglich verschweigen konnten, was sie gehört und gesehen hatten (vgl. Apg 4,20).

Sie hatten keine Religionstheorie zu bieten, sondern wollten von einer befreiend-beglückenden Erfahrung erzählen. Sie hatten ein »Wort des

Lebens« (1 Joh 1,1) weiterzugeben, das ihre Taten bezeugten. Sie traten dabei zwar aus der Kraft des Geistes und mit ihrer eigenen Überzeugung »machtvoll« auf, waren jedoch ohnmächtig der Gewalt der Mächtigen ausgeliefert. Aber auch das konnte sie nicht von der Erfüllung ihrer Mission abbringen. Die Urkirche hatte nicht nur eine Mission, sie war Mission durch Menschen, die in kleinen Hausgemeinden das Evangelium lebten und von dort aus missionarisch tätig wurden.

Schwieriger Missionskontinent Europa

Von einem solchen missionarischen Selbstbewusstsein sind wir heute als Kirche im postmodernen Europa weit entfernt. Obwohl die koloniale Gestalt der »Weltmission« im 20. Jahrhundert weithin durch eine neue Praxis befreiender und inkultrierter Evangelisierung ersetzt worden war, prägen die alten Vorstellungsmuster kirchlicher Missionstätigkeit nach wie vor vielfach die öffentliche Meinung. Trotz einer inhaltlichen Neubestimmung des Sendungsauftrags der Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil und in der nachkonziliaren Theologie steht Mission immer noch unter dem Verdacht, Ausdruck einer »Exportreligion« in andere Kontinente zu sein, mit der man endlich Schluss machen sollte.

Inzwischen ist aber Europa längst selbst zum »schwierigsten Missionskontinent« (Johannes Paul II.) geworden. Der »Bruch zwischen Evangelium und Kultur« (Paul VI.) ist heute kaum irgendwo auf der Welt so tief wie im ehemals christlichen Abendland, in dem die Kirche sich sehr schwer tut, die Grundanliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils in die pastorale Tat umzusetzen und sich entschlossen in den Kontext postmoderner Freiheitsgeschichte zu inkul-

turieren. Mit dem Schwinden volkskirchlicher Besitzstände scheint uns hierzulande auch das gesunde kirchliche Sendungsbewusstsein abhanden gekommen zu sein. Viele in der Kirche

»Verdacht: Exportreligion«

fühlen sich durch den sie umgebenden Pluralismus der Religionen und Weltanschauungen bedroht und verunsichert. Sie »fürchten die Konkurrenz« und verweigern deshalb den Dialog und die Zusammenarbeit mit den »anderen«.

Der Rückzug in konservative, »rein katholische« Nischen, in denen der alte Glaube unverehrt am Leben erhalten werden soll, macht die Kirche jedoch keineswegs zukunftsfähig. Zugleich zieht uns der Zweifel an der grundsätzlichen Legitimität des »urchristlichen« Missionsauftrags den Boden unter den Füßen weg. Weil vielen der Glaube daran fehlt, dass die Botschaft des Evangeliums der Welt von heute etwas zu sagen hat, schwinden auch der Mut und die Überzeugung, »neue Christen gewinnen zu können«, was Bischof Joachim Wanke einmal als den schwersten Mangel unserer Kirche benannt hat.

Mission im eigenen Haus

So sehr der Missionsauftrag der Kirche seiner universalen Ausrichtung treu bleiben muss und auf eine »Globalisierung der Solidarität« (Johannes Paul II.) zielt, so klar sollte auch sein Ausgangspunkt sein: Mission beginnt zunächst nicht irgendwo in fernen Ländern, sondern ereignet sich zuerst hautnah »im eigenen Haus«. Nicht »die anderen« sind die ersten Adressaten der Mission, sondern wir selbst, in deren Leben sich ebenfalls Unglaube, Gottesferne, Hoffnungs- und Lieblosigkeit einnisten. Die Kirche selbst ist, wie das Zweite Vatikanische Konzil lehrt, auch eine Kir-

che der Sünder, die immerfort den Weg der Buße und Erneuerung zu gehen hat (vgl. LG 8). Im Werk der Evangelisierung beginnt die Kirche damit »sich selbst zu evangelisieren. Als Gemein-

»auch eine Kirche der Sünder«

schaft von Gläubigen, als Gemeinschaft gelebter und gepredigter Hoffnung, als Gemeinschaft geschwisterlicher Liebe muss die Kirche unablässig selbst vernehmen, was sie glauben muss, welches die Gründe ihrer Hoffnung sind und was das neue Gebot der Liebe ist.« (EN 15).

Ich lasse mich immer wieder gern von dieser zeitgemäßen »Missionstheologie« ansprechen, die Paul VI. seinerzeit im Apostolischen Schreiben Evangelii nuntiandi mit diesem Aufruf zur »Selbstmissionierung« zum Ausdruck gebracht hat. Seine Botschaft hat heute nichts an Dringlichkeit verloren. Denn aus Sorge um die Bewahrung des alten Glaubens und in manchmal geradezu panischer Angst vor allem, was sie in ihrer äußeren Struktur verändern könnte (und längst verändern müsste), erstarrt unsere Kirche zurzeit vielerorts – wie die Frau des Lot – zur unbeweglichen Salzsäule, die in der Fixierung auf ihre Vergangenheit zu vergessen droht, was der Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils an sie war: Nach den Zeichen der Zeit soll sie forschen und diese im Licht des Evangeliums deuten. Denn nur so könne sie »in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen Antwort geben« (GS 4).

Hoffnungsgestalt Kirche

Wo unsere Kirche aufhört, aus der Kraft des ihr verheißenen Geistes konkret wahrnehmbare und für die Menschen ansprechbare Hoffnungs-

gestalt zu sein, vergeist sie und wird sehr schnell zur »Jammergestalt«. Fixiert auf sich selbst und voller Überlebensangst wird sie unfähig, ihre Sendung im Dienst am Menschen und an der Welt zu erfüllen. Mission lebt heute mehr denn je von der Sprengkraft eines persönlich errungenen Glaubens und einer in der Gemeinschaft von Glaubenden erfahrenen Hoffnung. »Kommt und seht! – Da gingen sie mit und sahen, wo er wohnte ...« (Joh 1,39). Wo wir als Kirche keine Heimat zu bieten und keine Gemeinden vorzuweisen haben, in die wir Suchende, Zweifelnde und Fragende, die kein Dach über ihrer Seele haben, guten Gewissens einladen können, werden unsere Bemühungen, Menschen mit der Botschaft Jesu und mit dem Glauben der Kirche in Berührung zu bringen, immer wieder ins Leere gehen.

Die Mission beginnt also im »Missionsland Kirche« und im »Missionsgebiet Gemeinde«, wo Kirche als Gemeinschaft des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe erlebbar werden sollte. Mission erfordert nicht nur das Hinausgehen »auf die Straßen und Gassen« und das persönliche Zeugnis vor der Welt. Sie beginnt – gerade in unserem Kontext, wo wir als Kirche unsere Glaub-

»neue Formen von Glaubensgemeinschaften«

würdigkeit in der Öffentlichkeit neu unter Beweis zu stellen haben – mit »der Ordnung im eigenen Haus«. Wer sich selbst »daheim nicht wohl fühlt«, wer sich ständig über die »Wohnqualität« beklagt und an der gespannten und unfreundlichen Atmosphäre leidet, wer selbst mit dem Gedanken an einen Auszug spielt, wird es kaum wagen, Gäste zu sich einzuladen.

Wie in urchristlicher Zeit sind heute vor allem in den Kirchen des Südens neue Formen von Glaubensgemeinschaften entstanden. »Basisge-

meinden« und »Kleine Christliche Gemeinschaften« erweisen sich als missionarische Anlaufstellen und werden zu Berührungspunkten mit der Kirche und ihrer Botschaft. Auch in unseren Breiten bemühen sich viele Pfarrgemeinden sehr redlich darum, Kirche auf neue Art und Weise zugänglich zu machen und in Gottesdienst, Fest und Alltag etwas von der Lebenskraft des christlichen Glaubens zu vermitteln. Von einem wirklich missionarischen Aufbruch oder einem neuen kirchlichen Sendungsbewusstsein ist allerdings im mitteleuropäischen Kirchenalltag oft wenig zu spüren.

Mission in gemeinsamer Verantwortung

Und doch ist das Wort Mission in letzter Zeit – Gott sei Dank – wieder in vieler Munde. In den christlichen Kirchen macht man sich ernsthaft darüber Gedanken, wie das Evangelium auch hierzulande »unter die Leute zu bringen« ist.¹ Wir dürfen dankbar dafür sein, dass neue Missionsbewegungen entstehen, die sich auch der Neuevangelisierung Europas widmen wollen, so wie dafür, dass man vielerorts wieder um eine missionarische Pastoral bemüht ist.

Aber denken wir nicht zu wenig darüber nach, welche Gestalt die Mission der Kirche im multireligiösen und multikulturellen Kontext Mitteleuropas annehmen soll, damit sie auch angesichts kritischer Anfragen glaubwürdig ist und die anderen nicht vor den Kopf stößt? Die Missionsgeschichte lehrt uns, wie sehr sich aus einem unbedachten und theologisch und pastoral

unverantwortlichen Verständnis von Mission folgenschwere und höchst fragwürdige Fehlformen missionarischer Tätigkeit ergeben können. Die katholischen Orden und die evangelischen Missionsgesellschaften haben in der Vergangenheit –

»missionarische Ökumene«

bei allem heroischen Einsatz ihrer Mitglieder – leider oft sehr viel an »Eigensinn« entwickelt und häufig gegeneinander und nicht miteinander missioniert.

In unserer pluralistischen postmodernen Gesellschaft haben wir als Kirche längst kein Monopol mehr auf die Vermittlung religiöser Inhalte. Viele und auch skeptische Blicke richten sich darauf, wie wir unsere Mission verstehen und praktizieren. Missionsbegeisterung allein genügt nicht. Im »Missionsland Kirche« kann nicht jede und jeder missionieren, wie er oder sie will. Wir müssen unser gesamtes missionarisches Tun auch immer wieder gemeinsam und selbstkritisch evaluieren und theologisch reflektieren, damit wir es vor Gott und den Menschen verantworten können. Eine missionarische Ökumene, in der die Verkündigung des Evangeliums – bei aller Verschiedenheit – ein gemeinsames Anliegen aller Kirchen ist, würde dem Christentum in den Augen der Welt von heute und auch im Dialog mit den anderen Religionen zu einer neuen Glaubwürdigkeit verhelfen.

Franz Weber ist Professor für interkulturelle Pastoraltheologie am Institut für Praktische Theologie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck und Mitglied der Redaktion der DIAKONIA.

¹ Evangelische Kirche Deutschlands: Dienst der Kirche in unserem Land, Das Evangelium unter die Leute bringen, Zum missionarischen EKD Texte 68, 2001.